

Worauf sie warten . . .

Von Alice Fiegel.

Es ist ein liebes freundliches Dörfchen. Märchenhaft klein mit seinen wenigen wasserblauen und rosenfarbenen Häusern. Wie ein Bild aus einem bunten Bilderbuch. Das Haus des Wahnwärters liegt als erstes an der Straße, eingewickelt vom rankenden Grün des wilden Weines. Sechs kleine Fenster lugen gleich blanken Augen aus dem Grün. An manchen Tagen drückt sich an jedem dieser fast viereckigen Gucklöcher ein blonder Kinderkopf das Kösschen platt und blickt mit gespannten Nerven auf die Straße.

Wenn die Frau des Wahnwärters ihre Sechse so sieht, wischt sie sich heimlich mit der Hand über die Augen und jammert: wie sie heut wieder warten . . .

Es sind liebe freundliche Menschen, die in dem Dörfchen wohnen. Sie haben gutmütige Gesichter, leiden keine Not und halten Frieden miteinander.

Ihre Häuser mit den kleinen Gärten davor, in denen ihr Gemüse und als einziger Luxus steif die Stodrose wächst, gleichen sich wie ein Ei dem andern. Auch ihre flachhaarigen Kinder, die den Kies zwischen den wingigen Beeten zerretzen, sind kaum von einander zu unterscheiden. Sie sind gesund und fröhlich, und ihre Weiteit liegt in einer gemäßigteren Form auch über den Gesichtern der Großen.

Wie ein Vogelneß liegt das Dörfchen eingebettet in eine Kasse von Schönheit. Im Rücken der Häuser reihen sich Bergketten mit bemalten Hängen und tagenden Schneegipfeln. Die Fenster der Häuser blicken über die Straße auf einen See, der sich still und gefahrlos wie schimmerndes Glas breitet — das Bild der kleinen Häuser in seiner Tiefe tragend.

Viele Menschen suchen das Dörfchen von überall her auf. Man kann dort an nichts Böses, Häßliches und Grausames glauben und findet ein Andenken von schweren Dingen.

Wie ein Wunderwasser ist der See. Wenn die Mädchen und Stiften, die es zu seiner klaren Tiefe hinzog, lange hineingehaut haben, fangen sie wieder zu wünschen an und verstehen das Leben, ohne ihm zu grollen.

Eine Zeit aber atmete und wanderte etwas zwischen den rosenfarbenen Häusern und freundlichen Menschen, das nicht dorthingehörte.

Die Frau des Wahnwärters hatte nach sechs gefunden Kindern einen Knaben geboren. Einen Krüppel. Als er heranwuchs, sah er wie ein häßlicher Onom aus, mit dem man die Kinder im Märchen schreckt.

Die Mutter weinte vor Zorn und Scham, als sie das Kind zum ersten Male sah. Sie wußte nicht, wie sie es ohne Aufsehen vor den anderen töten konnte, sonst hätte sie es getan. Es war ein Widertwille in ihr, der härter war als Mitleid und Mutterliebe.

Der kleine Krüppel erhielt die Kottauße, als sie noch im Wochenbett lag, und ließ Hans. Er wuchs in dem engen Raum des Häuschens auf, denn die Mutter scheute Licht, Sonne und die freie Straße für ihn, wo ihn die anderen sehen konnten.

Doch das ging nicht lange. Seltsame Geschichten hingen sich da an die arme Mißgestalt, und man nannte sie „Hans Dudelzweg“. Da hatte die Frau den Krüppel, weil er ihre Mutterwürde in Schande brachte, und trug den sechs flachhaarigen für ihre gesunde Schönheit in doppelter Liebe Dank ab.

Hans Dudelzweg war ein Verstoßener. Sein Gesicht wurde alt vor Schmerzen und seine Augen reich von tiefer, edler Schönheit. Denn was ihm körperlich fehlte, wurde seinem Verstand und seinem Herzen in vielfacher Vergeltung gegeben. Seine Phantasie ging ihre eigenen Wege und führte ihn in ein Wunderland, wo er die Last seines jungen Erdenlebens niederlegen durfte.

Vor Vater und Mutter hatte er eine große Scheu. Es gab Tage, an denen er kaum ein Wort zu ihnen sprach. Aber mählich, ohne daß er hätte sagen können, wann und warum es begonnen, mußte er seinen sechs pausbäckigen Geschwistern von dem erzählen, was in seiner Seele bunt und prächtig war. An den langen Winterabenden, wenn die langen Holzstämme im Kamin lungen — wenn die Tischblumen die vor den Fenstern standen, daß die wirkliche Welt hinter ihnen verschwunden war, dann kam Hans Dudelzwegs Stunde. In der er aus seiner Häßlichkeit herauswuchs und ein

König wurde. Die sechs Blondes wurden seine Vasallen und dienten ihm. Sie vergaßen, daß sie ihn sonst wie feindlich Blut verspottet hatten. Mit blanken Augen bewunderten sie ihn und belamen vom eifrigen Zuhören glühende Wangen.

Die Frau wunderte sich, daß es mit dem Toben der sechs Bildlinge vorbei war, wenn die Freiheitgewöhnten wie gefangen in der kleinen Stube waren. Aber sie war zufrieden damit, denn sie hatte nun eine Plage weniger. Ein weiches mütterliches Gefühl für den Krüppel stieg in ihr auf. Als sie Hans Dudelzweg in solchem Trange zum ersten Male lächelte, weinte er und lag noch lange in seinem Bett mit wachen Augen. Hörte das tiefe wohlige Atmen seiner schlafenden Geschwister und reichte die Arme weit den schimmernden Sternen am klaren Winterhimmel entgegen.

Er war so hungrig nach Liebe und so gebetend für alle die umgehenden Schätze in seinem Herzen, daß er sich für sein neues Glück hätte toteschlagen lassen.

Als es dann vom Winter in den Frühling und Sommer hineinging, war die Freundschaft zwischen Hans Dudelzweg und seinen Geschwistern so gefestigt, daß sie durch nichts mehr zu erschüttern war. Sie schlugen mit ihren kleinen Häutchen kräftig auf die Kameraden ein, wenn die mit Hohn hinter dem Krüppel her waren. Da ließ man das Spotten und befreundete sich mit Hans Dudelzwegs Geschwistern, die bald Gemeingut des ganzen Dörfchens waren. Sie wohnten nun überall wie fremde bunte Träume mit in den rosenfarbenen Häusern. — — — — — Und zwischen den flachhaarigen Kindern, fast von ihnen getragen, weil das Geben auf den armen Stämmen für ihn so schwer war, wanderte Hans Dudelzweg einen ganzen Sommer lang zum Meeressuchen nach den sonnigen Blüten im Walde und war glücklich . . . glücklich . . .

Wie es auf einmal ganz anders kam. —

Eine stille Frau wartete an den Bässern des Wundersees, der den Menschen, die das Leben schlug, den Frieden wiedergibt, daß auch ihre Seele gesund werde. Damit auf des Kindes Leben, das sie unter dem Herzen trug, nicht schon von Anfang an die schweren Schatten lagen. Sie träumte im Walde und in der Sonne von runden Gliedern, seidenen Härchen und einer rosigen Wohlgestalt.

Da stand auf einmal wie aus dem Boden gewachsen Hans Dudelzweg vor ihr. Sie hatte ihn auf dem weichen Moos nicht kommen hören. Mit irren Augen blickte sie auf die häßliche Verzerrung ihrer Träume und streckte in abwehrendem Entsetzen die Hände aus. Sie schrie jammervoll auf und lief davon.

Hans Dudelzweg ließ sein Kösschen fallen, und die duftenden Früchte, die er der Frau schenken wollte, leuchteten auf dem Moos. Seine Augen fielen sich mit Tränen und seine Lippen zitterten.

Dann quälte er sich unbedolken bis an den Rand des Sees und sah dort im hellen Spiegel lange . . . lange auf sein Bild. Wie grauenvoll seine Häßlichkeit war! Und um ihn herum, bis tief hinein in das Herz des Sees, überall Wunder der Schönheit. . .

Am selben Abend reiste die fremde Frau ab. Sie verheimlichte den Grund nicht. Da lag in die Gedanken der Bauern der Anfang einer erbitterten Feindschaft, die Hans Dudelzweg galt.

War es nun, weil er im Gärtchen des Wahnwärters nicht mehr so ängstlich versteckt gehalten wurde und mit den anderen Kindern umherzog — es geschah noch öfters in diesem Sommer, daß die Leute vor ihm zurückwichen. Einmal sagte ein Mann, von Ekel gestäubt: „So einer darf nicht frei herumlaufen — der gehört ins Krüppelheim . . .“

Das Wort sprach sich schnell herum und die Bauern sahen Hans Dudelzweg abmüßig an, als seien sie bis jetzt blind an ihm vorbeigegangen. Da fanden sie, daß der Fremde recht hatte und wunderten sich, weil sie nicht schon längst von selbst darauf gekommen waren. In ihrer Erbitterung steigerten sie die Dinge ins Maßlose. Hans Dudelzweg trieb die Fremden aus dem Dorf — er nahm ihren Kindern das Brot weg. Es konnte auch geschehen, daß eine Bäuerin, die schwanger war, wie die fremde Frau vor dem Krüppel erschall und eine Mißgestalt zur Welt brachte. Hans Dudelzweg war eine Gefahr für den flachhaarigen Nachwuchs des Dorfes. Er mußte weg. —

Als sie das wußten, gingen zwei der Jörnigsten in das Wahnwärtershäuschen, als es im Dämmer und rankenden Wein schlief, und sprachen dort laut und viel, um andere Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Die Frau des Wahnwärters wurde totenblau und bestand darauf, daß Hans Dudelzweg, der schon im Welt lag, gerufen wurde. Sie wollte es ihm nicht selbst sagen. Er sollte nicht denken, daß er hier

im Hause zu viel sei. Sie hatte keine Schmerzen verstehen und seine Seele lieben gelernt und fühlte auch dumpf und erstickend, daß sie etwas sehr Nützliches mit ihm verlor. Denn er hatte sich im Laufe der Zeit sein Amt geschaffen.

Als die kleine Mißgestalt mit den rührenden Augen vor den Männern stand, schnürte ihnen etwas die Kehle zu, daß sie nicht recht sprechen konnten. Aber Hans Dudelzweg machte es ihnen leicht. Er begriff, was sie von ihm wollten. Denn es war noch nicht lange her, daß er im Spiegel des Sees seine Abscheulichkeit voll erkannt hatte. Er lächelte sogar, als sei es recht und gut, was sie ihm sagten, weil er sah, daß es seine Mutter mitten ins Herz traf.

Als die Männer gegangen waren, lächelte er seine Mutter und bat sie, daß die Geschwister die Wahrheit nicht erfahren sollten. Während er über alles ganz ruhig und sachlich sprach und die Hand der Mutter hielt, wußte er, daß er daran sterben würde. Er hina mit allen Fasern seines Herzens an der Schönheit seiner Heimat und an der flachhaarigen Kinderfahne, deren Gesundheit und Frische sein Lebensatem war.

Aber Hans Dudelzweg blieb tapfer bis zur Stunde des Abschieds. Er weinte auch nicht, als der blaue Wundersee, der Wald und die Berge hinter ihm verschwanden . . . versanken . . .

Nur einmal padte es ihn. Als er im Krüppelheim ankam und mit weiten Augen alle die häßlichen, erbärmlichen Geschöpfe anstarrte, die ihn neugierig umdrängten. Da flog sein Herz vor Angst, und seine Arme krampften sich um den Hals der Mutter.

„Laß mich nicht hier!“ wollte er schreien. Seine verzweifelten Klöße trafen das kalte Gesicht der Frau, die vor Entsetzen froh, als sie all das verkrüppelte Elend sah. Da blieb sein Mund stumm. „So erschrecken die Menschen vor mir!“ überfüllte sich seine gepeinigten Gedanken. Sein Herz, das sich voll Brauen von jenen abwandte, die wie er waren, tat einen Schwur: sein elendet Körper sollte keinem Gefunden mehr ein Leid antun.

Seine Arme lösten sich vom Halse der Mutter. Er glitt auf die Erde nieder. Scharf wie mit Messerfischen durchfuhr es ihn, als ihn einer seiner neuen Kameraden anfachte und mit sich fortführte. Aber er lachte, als er grüßend noch einmal zur Mutter zurückblickte und gab der weinenden Frau einen Trost mit für die traurige Heimfahrt.

Es ist ein liebes, freundliches Dörfchen. Zwischen seinen rosenfarbenen Häusern spielen die flachhaarigen Kinder, und es gibt nichts mehr, das den Frieden und die Schönheit stört. Wie blanke Augen lugen die Fenster des Wahnwärtershäuschens über die Straße. Sechs blonde Späher halten in unbedrossener Sehnsucht Ausschau. Die Fremden, welche die Geschichte des weinumsponnenen Häuschens noch nicht kennen, freuen sich an dem lustigen Bilde und fragen lachend: „Worauf sie wohl warten . . .“

Diese Sehnsucht der sechs Blondes, die sich nicht zufrieden gibt, weil sie aus Liebe aufsteht, ist von dem Tage an, als er davon hört, Hans Dudelzwegs einziges Glück. Sie leuchtet, damit es nicht ganz finster um ihn ist, als sich seine feine reiche Seele langsam zu Tode quält, weil sie in einem mißgestalteten Körper lebt und man darum die Schönheit aus seinem Leben nahm.

Von einem Ende zum andern dröhnt der Kanonendonner . . .

Die englische Wochenschrift „Nation“ bringt eine Schilderung vom flandrischen Kriegsschauplatz, die sich dadurch auszeichnet, daß sie nicht einzelne Vorgänge oder Bilder darstellt, sondern gleichsam das Ganze wie in einem Freskogemälde zur Anschauung bringen will. Der Verfasser, der ein Stück von einem Dichter und von einem Maler ist, zeichnet zuerst die Landschaft. Ein flaches, aber ansprechendes Land, fruchtbar und von der Arbeit vieler Geschlechter sorgsam bebaut; die Büren entwässern zahlreiche Kanäle; Deiche, Landstraßen, die von Pappeln überschattet sind, durchkreuzen es. Dörfer und Städte geben sich durch ihre hohen Kirchtürme zu erkennen, die noch besser als in andern Ländern Bergspitzen, als Wegweiser dienen. Hier und da ein einsamer Bauernhof oder ein „château“ (Schloß), umgeben von Baumgruppen. Die ganze Landschaft ist gleichmäßig mit Wald bestanden, was den Krieg noch mörderischer macht. In gewissen Zwischenräumen sind die Hauptwege von Warrtaden oder Stacheldrathdornen

Was hat das zu bedeuten? Ist Dickinson ein Hochverräter an unserer Sache? Hat er sich mit Rowell vereinigt? Er schwärmte ja stets für dessen kühnen Geschäftsgeist. Hat er vielleicht ausgerechnet, daß es profitabler sei, sich dem Stärkeren anzuschließen und nicht dem Schwächeren? Und Stuart — wie — flieht er mich? Er war vielleicht bei jener so wichtigen Konferenz zwischen Dickinson und Rowell anwesend? Sie alle haben sich gegen mich geeinigt, verschworen — ah, laß sie tun was sie wollen; meine Rolle ist hier ausgespielt, und auf eine Enttäuschung mehr oder weniger kommt es nicht an. —

Als ich wieder im Bahnwagen saß, beurteilte ich die Situation ein wenig klarer. Warum hatte ich mich so leicht ins Wodshorn jagen lassen, war wie ein Feigling von dannen gezogen? Ich hätte Dickinson zwingen sollen, wenigstens ein Wort der Erklärung zu sagen, mir anzudeuten, wo ich Stuart finden könnte. Und wenn es nicht gelungen wäre, ihn zum Sprechen zu bringen, hätte ich zur Maria Carmen reifen sollen, wo mir bestimmt Gewißheit geworden wäre, wie es um die Mine steht, wo ich sicher von José oder Harris oder Morgan etwas erfahren hätte. . . .

Doch nun saß ich bereits in der Bahn und es war zu spät. Ein fürchterliches Gewitter brach vom Himmel los und kühlte das glühende Tal ab. Gut; morgen wird es kühler und mein Kopf klarer sein; vielleicht vermag ich dann das Gelpens zu stellen, das mich jetzt so rätselhaft beunruhigt und beherricht.

Im Hotel hat man immer noch nichts von Stuart gesehen oder gehört.

Fürwahr, ich stehe vor einem Rätsel. Ich kann heute nicht daheim bleiben; die Wände meines Zimmers erdrücken mich schier. . . .

Hatte ich eine Ahnung davon gehabt, daß mir Selkames bevorstände? Anders vermag ich meine Unruhe des gestrigen Abends nicht zu erklären. . . .

Ich hatte ein paar mal die menschenfüllte Alameda umwandert und mich dann ermattet unter den Bogengang am Markte gesetzt, in dem sich die Hauptgeschäfte von Dagaca und ein paar Kneipen befinden. Ich trank dort in dumpfen Brühen mehrere Glas Bier, betrachtete mir die von der Alameda heimwärts ziehenden Bürger und Bürgerinnen der Stadt und verfolgte, als die letzten verschwunden waren, den Flug der Fledermäuse, die durch die weiten Gänge pfeilschnell dahinschossen, letzte Abkömmlinge einer anderen Welt, die nun ganz dahingegangen, unfreundliche Gesellen in bangen, schweren Stunden der Nacht.

Die Erweckung der Maria Carmen.

66] Von Ludwig Brinkmann.

Ich bin sofort auf das Telegraphenamt gegangen und habe Stuart und Dickinson um Aufklärung gebeten. —

Auf der Redaktion der „Mexican Herald“ konnte ich nichts erfahren; die hatte nur einen Bericht ihres Korrespondenten in Dagaca vorliegen, der nicht mehr enthielt, als in der erwähnten Notiz angegeben war. —

Den ganzen Tag habe ich geduldig gewartet; aber weder Stuart noch Dickinson haben geantwortet. Ich werde noch eine Stunde ausharren, und wenn ich dann nichts erfahre, nach Puebla abfahren.

Mein Gott, wer hätte sich das Ende so gedacht! —

Während des Nachmittags war ich übrigens, um die in der Erwartung so träge dahinschleichenden Stunden etwas abzukürzen, zum Stierkampf gegangen. Meine heruntergekommnen Nerven brauchten einen starken Reizel.

Wie schon beim ersten Male, als ich vor zwei Jahren dieses Schauspiel sah, hatte ich nur den einen blutdürstigen Wunsch, daß der dumme Stier doch einen seiner grausamen Peiniger aufspießen möchte; aber anstatt die mächtigen Hörner in die Rippen eines seiner Peiniger einzubohren, stößt das Tier blöde gegen die rote oder blaue Cava, daß sie lustig im Winde flattert, und ermattet schließlich zur Wehrlosigkeit im Kampf gegen ein Phantom.

Jedoch will ich das Tier nicht schelten. Geht es uns nicht gerade so? Mannten Stuart und ich nicht ständig hirnlos gegen ein rotes Tuch, ohne zu ahnen, wo der wahre Feind ist? Wüteten wir nicht gegen Rowells vermeintlichen Geiz, mit dem dieser gewandte Capador uns ermattete, ohne zu bemerken, daß unsere eigene Unzulänglichkeit den tödlichen Degen auf uns zückte? Wir hatten eben eine allzu grobe Aufgabe mit allzu geringen Mitteln an Geld, Erfahrung, Wüstengewohnheit und Charakter unternommen; das konnte nur mit dem Untergang enden.

Wir alle, namentlich Ward und ich, waren nicht aus dem Holze, aus dem mexikanische Silbergräber geknigt werden; der eine war körperlich zu schwach; den anderen verzehrte der Lavaström einer vulkanischen Leidenschaft und ließ sein nie ganz überwundenes Romadentum niemals recht Wurzel fassen; der letzte schließlich verding sich in wirtschaftliche Träumereien, denen die zu Gebote stehenden Mittel nicht ge-

wachsen waren; keiner war dem heimlichen Feinde gegenüber ein ebenbürtiger Gegner.

So spielte sich denn in der weiten Arena der südamerikanischen Pladeaus der ungleiche Kampf ab, in dem der blöde Stier erliegen mußte. Es ermatteten ihn die roten Tücher, die ständigen Verzögerungen, mit denen Rowell so geschickt zu operieren wußte; es stachen ihn die Lanzen der Maschinenwerke in das empfindlichste Fleisch; mit dem Widerhaken der Beweissensbisse befesteten sich die Unglücksfälle, die eigene Leidenschaft heraufbeschworen, in seinen Rücken; und nachdem all diese Pein mit teuflischer Gewandtheit dem stumpfen Kolosse bereitet war, holte das Schicksal mit lächelnder Sicherheit zum Todesstreich aus — — — es konnte ja nicht anders sein!

Doch ein Trost bleibt: der Stier focht weiter. Ich höre die blutiger Menge brüllen: „Vaya un toro bravísimo!“, und sie schwenkt die Hüte, und die Musik bläst einen lärmenden Lusch. Aber das arme, gequälte Tier verblutet elend im Sande.

Endlich, am späten Abend, „im Hotel Vorter“ zu Dagaca eingetroffen. Trohden ich meine Ankunft telegraphisch gemeldet, war Stuart weder am Bahnhofer noch im Gasthause. Es hieß, er hätte es vor ungefähr einer Woche verlassen, und niemand wisse, wohin er sich gewandt. — Meine Ungebuld kannte keine Grenzen; ich bin unfähig etwas zu schreiben, unfähig zu lesen. An Schlaf ist überhaupt nicht zu denken.

Ich werde morgen Dickinson besuchen; das ist das einzige, was mir noch einigermassen vernünftig erscheint in dieser Unvernunft aller Verhältnisse. —

Den Tag zu einer Fahrt nach Tabiche benutzt. Trohden wir Ende November haben, lagerte auf dem Tale eine tödliche Hitze, die mir seit Mittag unerträgliche Kopfschmerzen bereitete.

Ganz resultatlos ist meine Reise verlaufen. Ich war in Dickinsons Haus eingetreten; doch seltsamerweise war Don Ricardo nicht zu sprechen. Er ließ mir sagen, daß er mit Herrn Charles Rowell in wichtigen geschäftlichen Konferenzen begriffen sei; ich möchte am anderen oder an sonst einem Tage vorsprechen, wo er mir gerne zur Verfügung stände. . . .

Verstört bin ich davongeritten. Mein Kopfschmerz hinderte mich, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich fühlte, daß ich von irgendwem mir unbekanntem Mächten willenlos hin- und hergeschoben werde, daß ein düsteres Schicksal, das mich ganz auszustochen plant, dieses Tal beherrscht. Doch ich bin machtlos dagegen. Man kann seinen Feind bekämpfen, den man nicht sieht.

unterbrochen. Erdwälle laufen zu beiden Seiten hinaus in das Land und unterirdische Tunnel sind errichtet, durch die die Soldaten wie die Feldmäuse schlüpfen können. Die maladamierten Landstrassen sind oft von Granaten aufgerissen und in der weichen Erde zur Seite schiebt man Löcher, die zehnmal so tief sind wie Pfugfurchen. Hin und her auf den Wegen strömen die Bewohner der Städte, der Dörfer, der Höfe, die nach sicherer Unterkunft suchen und die ihre Kinder und Bündel mit dem Allernotwendigsten mit sich führen. In der Nähe der Mäule stehen sie in Gruppen auf den höchsten Dämmen und spähen, ob sie sich noch für eine Nacht zu ihren Heimstätten zurückwagen oder ob sie sich weiter auf die Wanderung in die Fremde begeben sollen. Sie erblicken die Wege voll von Truppen, dunkelblauen, hellblauen, rothhosen Männern. Reitern in dunklen Mänteln mit braunen Heberzügen über die blanken Helme, von denen Pferdegeschweife herabhängen. Raubhebel sehen sie Kraftwagen, Karren und Aranenwagen aufgeföhren, im Waldesdunkel steht halbverborgen eine schwere Batterie. Jenseits der Truppen, nicht viele Kilometer weit, erblickt man von einem Ende des Horizontes bis zum andern eine Reihe von Rauchwolken, die unauflöflich von der Erde aufwirbeln. Meist sind sie grau, zuweilen schwarz, und von diesen zeichnen sich kleine schmale, weiche Wolkflocken ab, aus denen Flammen sprühen. Der graue Rauch kommt von ihren brennenden Dörfern, die weichen Wolkflocken von scheinbaren Granaten und die schwarzen Wollen von gewaltigen Sprengbomben. Und von einem Ende der langen Linie bis zum andern dröhnt der Kanonendonner.

Jehn Kilometer weiter zurück hört sich der Donner nur noch wie ein tiefes, gleichmäßiges Brummen an, das manchmal von einem dumpfen Brüllen unterbrochen wird. Aber über der alten Stadt in der Ferne kreist ein Flugzeug wie ein Falke über jungen Falanen. Seine Flügelspitzen biegen sich zu abgerundeten Haken, und wenn er sich zeigt, knallen die Gewehrflinten von unten. Wer nur eine Schusswaffe hat, eilt herbei, um einen Schuß auf diese jüngste Erfindung der Menschheit abzugeben. Die Kanonen stimmen ein und die Granaten plagen rund um die gefällige Maschine in kleinen Wollen. Jetzt fällt eine Bombe, dringt durch das Dach eines Hauses in einer Hinterstraße, und schon ist die Flugmaschine im Bergenebel außer Gesicht verschwunden, um am nächsten Morgen wiederzukehren — und von einem Ende der langen Linie bis zum andern dröhnt der Kanonendonner.

Niemand kann sagen, wo die lange, rauchschwere donnernde Linie nach der einen Seite hin zu Ende ist, aber gegen Norden zu macht sie am Meere halt. Dort haben die Menschen in Friedenszeiten sich ihre Landhäuser am Strande gebaut, mit Gasthöfen, Wohnhäusern, Strandpromenaden, Vadehäusern, Golfplätzen, Väden und allem ähnlichen. Vom Golfplatz feuert jetzt Sechszöller. Andere stehen verborgen unter den Bäumen des Parks. Der Feind antwortet mit schweren Granaten, die die Dächer der Wohnhäuser und die Villarden im Kasino zertrümmern. Auf der Strandpromenade liegen Leichen, und niemand bleibt stehen, um einen Blick auf sie zu werfen. In den Salons des einen Gasthofs werden Verwundete hineingetragen. Wöglich ertönt ein noch fürchterlicherer Krach, als ihn selbst die Sechszöller erzeugen. Ein ungeheurer Stahlvogel fliegt brüllend über die Vadehäuser mit einer Schnelligkeit von 1000 Kilometer in der Stunde. Einen oder zwei Kilometer draußen in der See bewegt sich ganz langsam ein ungeheurer schwarzer Fährzeug, das aus seinen riesigen Kanonen diese schrecklichen Geschosse absendet. Jetzt hat sich die Feuerlinie bis auf die See selbst hinaus verlängert, und vom offenen Meere, weit, weit über die Klüfte, die Kanäle und das bebaut Land bis hin zur unbekannt fern dröhnt der Kanonendonner.

Es ist Abend in einer der alten nährischen Städte. Die Glocke auf dem schönen Rathaus schlägt eben sechs Uhr, mitten in einer Welle von Staub und Rauch, denn eine schwarze Marie hat gerade das Rathaus getroffen. Viele Einwohner der Stadt liegen unter ihren Trümmern begraben. Auf dem weiten Marktplatz steht ein schwarzer Soldaten rund um ein kleines Feuer bei ihren Feldbetten, ihre Hoffnung ist, noch eben ein Abendessen zu erhalten. Mitten unter sie und ihre Kessel springt eine neue Granate und manch einer braucht kein Abendessen mehr. Männer und Weiber laufen durch die Straßen, die einen ins offene Land hinaus, die anderen zu ihrem Heim. Matragen stoßen sie in die Fenster und Türen, um sich gegen die Granaten zu schützen; in dunkle, feuchte Keller kriechen sie hinab, wo sich Männer, Frauen und Kinder dicht aneinander drängen, um so die Schredensnacht zu überstehen. Ueber ihren Häuptern hören sie das Krachen zusammenstürzender Türme und Mauern. Die alte Stadt ist der Verwundung geweiht und die ganze Nacht brüllt der Kanonendonner.

Wenn das Dunkel am tiefsten ist, kommt ein langer Zug Soldaten singend durch die Straßen. Das sind die „Moritur“ — sie singen stets, in welcher Sprache und mit welchen Worten auch immer. Die brennenden Häuser erleuchten ihren Weg. Ihre Füße treten auf Glas von gesprungenen Fenstern. Die Jüge sind aus gemischten Bataillonen zusammengeleitet, denn nur wenige Bataillone können noch zwei Kompanien von ihren eigenen Männern aufstellen. Sie verlassen die Stadt durch das südliche Tor, rücken ein paar hundert Meter vor und kriechen dann im Gänsemarsch in schmale Schützengräben, vorsichtig über Lebende, Verwundete und Tote krabbelnd. Gerade bei Sonnenuntergang war der Angriff des Feindes besonders heftig; jetzt bringt er keine Toten fort, und auch wir müssen an unsere Toten denken. Hinter den Bäumen der Straße warten die Krankenwagen und die ganze Zeit dröhnt der Kanonendonner.

Unmittelbar vor Tagesgrauen werden in Scharen die Verwundeten auf der Vakantation eingebracht. Da warten sie bis die Jüge kommen und sie hinter die Front zu den Lazaretten führen. Wenn die Krankenwagen eintreffen, zeigt es sich, daß unterwegs schon viele von den Verwundeten gestorben sind. Die Lebenden werden auf Stroh gelegt und die Aerzte bewegen sich rasch von einem zum anderen, hier verbindend, dort sämchend. Einige von den Verwundeten waren Feinde, aber jetzt sind es nur noch verwundete, sterbende Menschen, die von Schmerz geschüttelt werden und in einer unverständlichen Sprache in Aenderart von ihrer Heimat sprechen. Wände liegen ganz still und nur von Zeit zu Zeit durchfährt sie ein nervöser Schauer. Manche haben brennend helle Augen und ihre Gesichter spielen ins Gelbe. Die Wutroben der Genickstarre und des Brandes erfüllen unsichtbar die Luft — und die ganze Zeit dröhnt der Kanonendonner.

Musik.

Deutsches Künstlertheater: „Der Sonnenvogel“. Das Gebilde dieses Namens ist keine Lärmdroffel, sondern eine Operette, oder richtiger: ein Augelballon, der Statistendienst verrichtet. Vor etwa anderhalb Jahrzehnten entstanden und rasch verschwunden, soll der „Sonnenvogel“ nun aufs neue seine Schwingen versuchen. Die Librettistenfirma Mlonowski-Schanzer hat es ja an Aufreizungsfarben nicht fehlen lassen. Die Salouerei, freilich auch die Luft unbekümmerten Fabulierens steht ihnen im Blute. So kam, diesmal nach einer Novelle des Ungarn Franz Herzeg, eine recht uflige „Handlung“ zustande. Der Erfinderprofessor Viktor Janzon, der sich schmiedelt, vermöge seiner elektrischen Werkzeuge nicht bloß Haß und Liebe oder sonstige Empfindungen bei anderen Menschen zu erzeugen, sondern auch sogar zurück in die graueste Vergangenheit fahren zu können, und seit ständig beschwipptes Laboratoriums-Asstotum (Joseph Dill) sind zwei nicht funktionalneue, doch ergöglich „geißbare“ Geisellen. Als dritter ist der polnische Graf Lemnshy (Berthold Kofó) zu nennen.

Und zu dieser ganzen Traumgroteske hat Viktor Holländer die Musik geschrieben. Daß ihm, wenn er nicht ein kleiner Offenbach selber ist, einige gute Tugenden dieses unsterblichen Meisters preiselnder Melodien und bestender Ironie in Musiknoten täuschend zu Gesicht stehen, soll nicht das schlechteste Lob sein.

Verantwortlicher Redaktor: Alfred Scholz, Reutolln. Für den

Die Aufführung des Werkes, für das sich außer den vor genannten Künstlern Gertrude Gesterberg, sowie Friedrich-Holländer als Musikleiter und Viktor Palki als Regisseur einsetzten, mochte wohl befriedigen. ek.

Kleines Feuilleton.

Lublin.

Schon einmal, in den ersten Stadien des großen Krieges, ein Mittelpunkt der Kampfhandlungen auf dem südpolnischen Kriegsschauplatz, ist Lublin jetzt von dem Schicksal ereilt worden, vor dem es im Herbst 1914 das russische Heer noch zu bewahren vermocht hat. Es ist Südpolens alte Hauptstadt, in die die verbündeten Truppen sich hiergegriffen ihren Einzug gehalten haben, und bis auf den heutigen Tag trägt die Stadt das Gepräge einer reichen und bedeutenden geschäftlichen Vergangenheit. Sehr anmutig liegt Lublin im Tale der vielgewundenen Wisztriga teils in der Niederung, teils aber auf Hügeln, die von dem mächtigen alten, hoch auf einem klippenartigen Felsen emporragenden Schlosse gekrönt werden. Dies Schloß mit seinem festungsartigen Aussehen stammt aus dem 12. Jahrhundert und ward von König Boleslaw gegründet; heute dient es als Strafgefängnis. Von dort führt eine kleine, schlecht gepflasterte Straße zu dem tief im Tale liegenden Judenviertel herunter, wo in engen schmuggigen Gäßchen die Krankheit und das Elend herrschen und wo ein abstoßender Geruch die Luft verpestet. Zur Seite des alten Schlosses erhebt sich eine niedrige alte Kirche, an die sich merkwürdige Erinnerungen der polnischen Geschichte knüpfen. Man weiß, wie oft im alten Lublin der polnische Reichstag seine Tagungen abgehalten hat, und wie oft die Meinungsverschiedenheiten bei diesen Versammlungen bis zu einem Punkte sich zuspitzten, wo der Faust und dem Säbel das letzte Wort zu bleiben schien. In solchen Augenblicken griff der Kanonikus der Schloßkirche zu den heiligen Geräten, die auf dem Altare standen, und indem er sie hoch emporhob, trat er bei den Landboten ein. Da beugte sich die ganze Versammlung in Andacht, und der kritische Augenblick war überwunden.

Das moderne Leben der Stadt sammelt sich hauptsächlich in der Krakauer Vorstadt, wo der Gouverneurspalast und das erste Bezirksamt von Lublin, das Hotel de l'Europe, sich befinden. Um von der Judenstadt in diesen Stadtteil zu gelangen, durchschneidet man das Krakauer Tor, ein altes, auf die Zeit Kasimirs des Großen zurückgehendes troziges Bauwerk mit zimengekröntem Turme.

Lublin hat eine sehr bewegte Geschichte hinter sich. Mongolen, Tataren und Ruthenen haben die Stadt im 13. Jahrhundert erobert und wieder verloren, geplündert und verwüstet. Dann ihrer Lage, die sie von jeher zum Mittelpunkt eines großen Ackerbaubezirks gemacht hat, konnte sich die Stadt immer wieder erholen. Im 15. und 16. Jahrhundert erlebte sie ihre Blütezeit. Auf dem Reichstage in der großen Dominikanerstraße 1569, der ein volles Jahr dauerte, wurde hier die Vereinigung Polens und Littauens ausgesprochen, woran noch heute ein großer Marmorobelisk in der Nähe des Gouverneurspalastes erinnert. Hundert Jahre später, 1655, lernte die Stadt den Kosakenkreuzzug kennen; sie verbrannte die Vorstädte von Lublin mit den schönsten Gebäuden, so daß die einst reich bevölkerte Stadt auf eine Einwohnerzahl von 5000 Köpfen herabfiel. Von all den vielen Kriegen, die über Polens blutgetränkte Gefilde dahingebraust sind, haben nur wenige die Hauptstadt Südpolens unberührt gelassen, doch hatte sie sich unter der Regierung des letzten Polenkönigs Stanislaus Poniatowski bereits wieder zu neuer Blüte aufgeschwungen. Heute zählt Lublin 50 000 Einwohner und ist eine rührige Stadt, die 18 Kirchen, zahlreiche Klöster und eine Reihe von stattlichen Adelspalästen aufweist. Diese Paläste entfallen meistens der Zeit des Barocks, wo die Gartoryskis, die Potockis, die Sobieskis und andere Geschlechter in Lublin glänzende Feste zu feiern liebten.

Vom Humor im Felde.

In einem Feldpostbriefe, den ein in Rußland kämpfender Berliner an seine Angehörigen gerichtet hat, heißt es: „Am Sonntagnachmittag gab es wieder zu unserem Vergnügen eine kleine Jagd auf unsere Feinde. Alles, was wir gefangen haben, haben wir getötet, was wir nicht fangen konnten, mußten wir mit uns schleppen.“ Die Empfänger des Briefes zerbrachen sich die Köpfe über diese in mehr als einer Beziehung räthelhafte Mitteilung; um Rufen konnte es sich doch nicht handeln, da unsere wackeren Feldgrauen keineswegs solche Barbaren sind, die ihre Gefangenen töten. Der zweite Teil der Mitteilung aber gestaltete die Sache noch räthelhafter. Die vierte Seite des Briefes brachte endlich des Räthels Lösung; es ging daraus hervor, daß es sich bei der Jagd am Sonntagnachmittag um die kleinen lästigen Tierchen handelte, die anserer im Diten kämpfenden Truppe sehr viel zu schaffen machen. Die Wirkung dieses Scherzes wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß er auf ein ehrwürdiges, ja sogar klassisches Alter zurückblicken darf. In der sogenannten Stabianer Straße in Pompeji befindet sich im „Hause der griechischen Dichter“ ein Gemälde, das den alten Homer im Gespräch mit zwei griechischen Fischern darstellt. Die Fischer berichten laut der Inschrift des Gemäldes dem Dichter: „Was wir gefangen, werfen wir fort, was wir nicht gefangen, tragen wir bei uns“. Es handelt sich hier gleichfalls nicht um die Tiere, deren Fang den Beruf der Fischer darstellt, sondern ebenfalls um die in Rede stehenden kleinen Quälgeister, die also schon in klassischer Zeit den Menschen lästig gewesen sind. Es ist sehr leicht möglich, daß ein im Osten kämpfender Philologe oder Archäologe den pompejanischen Witz erneuert und aktuell gemacht hat. Man darf es aber nicht als ausgeschlossen betrachten, daß unsere Feldgrauen von selbst auf das hübsige Scherzräthel verfallen sind. Der Vergleich zwischen den Russen und den unangenehmen Tierchen liegt doch sehr nahe. Es wäre nicht das erste Mal, daß etwas, das schon die Alten kannten, ganz unabhängig davon in der Neuzeit wieder aufgekommen ist. Nach Venetia ist ja „alles schon dagewesen“.

Ehe und Krebs.

Wie die „Times“ berichtet, hielt am vorigen Dienstag das Generalkomitee der „Englischen Stiftung zur Erforschung des Krebses“ eine Sitzung ab, in der Rechenschaft abgegeben wurde zur Frage über den Einfluss der Ehe auf die Häufigkeit des Krebses. Die Resultate, zu denen das Generalkomitee in dieser Frage gekommen ist, sind von außerordentlichem Interesse. Der Bericht des Generalkomitees weist darauf hin, daß schon mehrfach Versuche gemacht worden sind, der Frage beizukommen, ob die Häufigkeit des Krebses der Eierstöcke, der Brüste und der Gebärmutter bei verheirateten und unverheirateten Frauen verschieden sei. Aber in allen diesen Versuchen stützte man sich auf das statistische Material der Krankenbücher. Diese Versuche führten zu keinem klaren Ergebnis. In England ist nun der Versuch gemacht worden, für die Behandlung dieser Frage die Zahlen zu verwenden, die über die Todesursachen der Bevölkerung überhaupt vorliegen. Damit war nun der Weg beschritten, der allein in dieser Frage zum Ziel führen konnte. Für die einzelnen in Betracht kommenden Bevölkerungsgruppen, d. h. für die verheirateten und unverheirateten Frauen, liegen ja genügend sichere Angaben über die Zahl der Lebenden und über die Sterblichkeit vor, so daß man berechnen kann, welche einen Prozenttag der Lebenden die an Krebs Verstorbenen in den beiden in Betracht kommenden Gruppen ausmachen. Es hat sich nun gezeigt, daß der Krebs der Eierstöcke und der Brüste häufiger bei den unverheirateten als bei den verheirateten Frauen vorkommt. Anders verhält es sich mit dem Gebärmutterkrebs, der bei den verheirateten Frauen häufiger vorkommt als bei den unverheirateten. Die festgestellten Tatsachen sind von uns größerem Interesse als überall in den zivilisierten Ländern eine Zunahme der Sterblichkeit an Krebs zu verzeichnen ist, und auf der anderen Seite die Geburtenhäufigkeit in den am meisten zivilisierten

Ländern eine Abnahme aufweist. Sobiel ist jedenfalls aus den in England ermittelten Verhältnissen über die Häufigkeit des Krebses bei den verheirateten und unverheirateten Frauen klar, daß die zunehmende Zahl der unverheirateten Frauen, das Hinabschieben des Heiratsalters und die Abnahme der Geburtenhäufigkeit Faktoren sind, die in der Frage über die Häufigkeit des Krebses der einzelnen Organe des weiblichen Geschlechtsapparates berücksichtigt werden müssen.

Aus der Geschichte des Kupfers.

Das Kupfer, das für die Herstellung von Munition und Geschossen von außerordentlicher Bedeutung ist, ist vielleicht nächst dem Golde und dem Silber, das dem Menschen am frühesten bekannt gewordene Metall. Die Pfahlbauenden lehren, hat man viele Gegenstände aus Kupfer oder Bronze hergestellt, die erst weit später aus Eisen verfertigt wurden. Eine besonders reiche Ausbeute an derartigen Kupfergeräten haben die vorgeschichtlichen Fundstätten Ungarns ergeben. Die Verwendung des Kupfers in vorgeschichtlicher Zeit war sehr mannigfaltig. So lennt man Nägel, Bolzen, Nadeln, Spangen, Armabänder und anderen Schmud aus Kupfer. Sehr verbreitet war der Gebrauch dieses Rohstoffes im vorgeschichtlichen Nordamerika, wo er von den Indianern auf kaltem Wege durch einfaches Hämmern verarbeitet wurde. Seinen Namen hat das Kupfer aus dem Ägyptischen Kifar, einem Wort, das älter ist als der Name der Insel Cypern, nach der das Metall bei den Römern, die es, wie auch die Griechen, zum größten Teil von hier bezogen, den Namen des aes egyptium erhielt. Daraus hat sich später das cuprum entwickelt, aus dem unser „Kupfer“ entstanden ist. Auch den Hebräern war das Kupfer bei ihrem Eintritt in die Geschichte schon bekannt. Sie bezogen es aus Ägypten, wo in den verschiedensten Teilen des Reiches Kupferbergwerke betrieben wurden. Ueberaus reiche Funde hat man in den ältesten chaldäischen Trümmerstätten gemacht. Dort fand man Kupfer zusammen mit Steinwerkzeugen und goldenem Schmud. Man hat hier außer kunstvoll verarbeiteten Statuetten auch eine kupferne Lanze von ungewöhnlichen Dimensionen ausgegraben, die etwa im Jahre 4000 vor der gewöhnlichen Zeitrechnung entstanden ist. Die Erfindung der Kunst, das Kupfer aus Erzgen darzustellen, wird dem Phönizier Kadmus zugeschrieben, der um das Jahr 1600 v. Chr. nach Griechenland gekommen und in einem Berge Thrazien Kupfergruben eröffnet haben soll. Die Phönizier sind ja als Meister im Bronzezeug bekannt geworden. Die von ihnen in den Handel gebrachte Bronze wurde in großem Umfange in Griechenland abgesetzt. Die alten Griechen benutzten das Kupfer fast ausschließlich zu Waffen, und die trojanischen Helden hatten kupferne Panzer, Schilde und Schwerter.

Während der Kupferbergbau im Altertum in Spanien die größte Ausdehnung erhielt, wurde die bergmännische Gewinnung des roten Metalles in England erst im Jahre 1558 durch deutsche Bergleute bekannt. In Deutschland betrieb man bis zum 14. und 15. Jahrhundert die Bergbaue mehr zur Gewinnung des Silbers als des Kupfers. Aber schon in Urkunden aus der Zeit Ottos des Großen ist von der Ausbeutung der reichen Kupferlagerstätten in Rammelsberge bei Goslar die Rede. Hier wurde im Jahre 968 von den Franken der Kupferbergbau eröffnet. In Sachsen begann der Bergbau bei Wittweida und Frankenberg bereits um das Jahr 922. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab wurden auch bei Harzberg i. B. Kupfererze gewonnen. Der wichtigste deutsche Kupferbergbau war aber der des Mansfelder Bergwerks, und der vielgerühmte „Egen des Mansfelder Bergbaues“ begann sich vom Jahre 1199 an über die deutschen Lande zu erglehen. Sehr alt ist auch der Kupferbergbau von Jimenau, Roda, Frankenberg in Hessen sowie der in der Umgegend von Saalfeld. In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, zu erwähnen, daß in Australien die ersten Kupfererze erst im Jahre 1841 gefunden wurden. Zwanzig Jahre später begann dann der Betrieb in der Mountagruhe, die das reichste Bergwerk Australiens darstellt.

Notizen.

Die Entdeckung des Altersstares. Der graue Star ist bekanntlich die typische Augenkrankheit des höheren Alters. Er besteht in einer Trübung der Augenlinse, die es verhindert, daß das ins Auge eintretende Licht auf die Netzhaut gelangt. Ueber die Ursachen dieser pathologischen Veränderung hat sich bisher nichts Sicheres feststellen lassen. Neuerdings hat nun Dr. Frey Schanz in Graefes Archiv auf die ultravioletten Strahlen als Urheber der Linsentrübung hingewiesen. Experimente, die an eben herausgenommenen sowie an noch im Körper befindlichen Linsen vorgenommen wurden, ergaben, daß Bestrahlung mit ultraviolettem Licht eine Linsentrübung hervorruft. Die leicht löslichen Eiweißkörper, aus denen die Linse aufgebaut ist, verwandeln sich unter dem Einfluß der ultravioletten Strahlen in schwer lösliche, inaktivierte Substanzen, die das Licht nicht hindurch lassen. Auch das Tages- und noch mehr das Sonnenlicht, die beide mehr oder weniger ultraviolette Strahlen besitzen, zeigen die gleiche Wirkung auf das Auge.

Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie im Kriege. Der Direktor der „Compagnie für drahtlose Telegraphie Marconi“ hielt bei der jährlichen Versammlung der Gesellschaft in London einen Vortrag über die Tätigkeit der Stationen für drahtlose Telegraphie. Er erklärte, daß Deutschland als erste von allen Mächten die Wichtigkeit der drahtlosen Telegraphie erfaßt habe und sagte u. a.: Wie erinnerlich, erklärte England Deutschland am 4. August den Krieg. Am Nachmittag desselben Tages, ungefähr gegen 5 Uhr, fandte Deutschland an alle seine drahtlosen Stationen eine Depesche folgenden Inhalts: England hat uns den Krieg erklärt. Versucht so schnell als möglich in einen neutralen Hafen zu kommen. Dieser Funkpruch wurde sofort von allen Stationen in den Kolonien ausgesandt mit der Absicht, die Handelsflotte Deutschlands zu warnen. Der ganze Vorgang nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Es gelang aber Deutschland dadurch, den allergrößten Teil seiner Handelsflotte vor der Vernichtung zu retten.

Ehrenbezeugungen in den Läften. Aus Mex wird der „Frankf. Jtg.“ geschrieben: Ein Offiziersjüngere, der im Westen (Argonnen) bei einem Infanterieregiment steht, erzählte mir in wenigen Worten folgende Kriegsepisode, die festgehalten zu werden verdient. Ein französischer Flieger stürzt tödlich getroffen in die deutschen Linien ab und wird mit Ehren begraben. Darauf steigt ein deutscher Flieger auf, um dem Feind die Nachricht von dem Schicksal seines Fliegers und den Ort seines Grabes durch Abwurf mitzuteilen. Die Franzosen haben die Nachricht richtig erhalten. Am nächsten Tag erscheint wieder ein französischer Flieger und wirft einen Kranz ab, bestimmt, das Grab des Kameraden zu schmücken.

Die Windmühle als Lichterzeuger. Wie anderwärts, so leiden auch an der Nordsee Küste die abseits der größeren Städte gelegenen Landgemeinden, sofern sie sich nicht der Segnungen der Hebelzentrale zu erfreuen haben, empfindlich unter dem herrschenden Petroleummangel, eine Not, die jetzt den Müller zu Utium, einem kleinen Dörfchen bei Emden, erfinden gemacht hat. Als Mittel zum Zweck bedient er sich der Windmühle, die bekanntlich der friesischen und holländischen Landschaft ein so charakteristisches Gepräge verleiht. Es gelang ihm, durch eine besondere Vorrichtung die Mählentreibkraft, die bisher infolge der verschiedenen Windstärken bedeutenden Schwankungen unterworfen war, derart zu regeln, daß sie sich jetzt in vollkommener Gleichmäßigkeit äußert und also zur Zündbetriebung einer Stromerzeugenden Dynamomachine geeignet erscheint.

Ausstellung von „Kriegsartefakten“. Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz hat in Dresden eine Ausstellung eröffnet, die geradezu erschreckende Beispiele von der Gesamtschwermierung und Geschwundlosigkeit in weiten Kreisen gibt. Den glückselig-unglücklichen Dindenburg sieht man auf Schwefelkugeln, Konfervenbüchsen, Salzsäcken, Abschbern, Senzläsfern, nicht nur auf Schnupftüchern, sondern sogar auf Wäscheputzen und Kuchentorten! Aber damit ist die Phantasie „patriotischer“ Fabrikanten noch lange nicht erschöpft! Lampengläser, Seifenstücke, Radelflächen, Radiergummie — alles, alles muß Dindenburg „veredeln“.

Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Injetatenteil verantw.: Th. Glode, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts